

Korrekturen am Bild des Patriarchen

Bismarck-Mythos gegen Kaiser-Kult: Drei Neuerscheinungen bemühen sich auf verschiedene Weise, Wilhelm I. aus dem Schatten seines Reichskanzlers zu holen.

Das Lied stammt aus dem Kaiserreich: „Wir wollen unseren alten Kaiser Wilhelm wieder haben! Aber den mit dem Bart, mit dem langen Bart.“ Gesungen wurde es auf die Melodie des „Fehrbelliner Reitermarsches“; der Text entstand um 1900 und war zunächst, un schwer zu erkennen, gegen Wilhelm II. gerichtet. Nach 1918, nach Revolution und dem Ende der Monarchie, wuchs seine Popularität mit der Sehnsucht nach besseren Zeiten, der Beschwörung einer vermeintlich guten alten Zeit. Für diese freilich stand wiederum nicht Wilhelm II., der aus seinem Exil gegen Re-

„Bismarck-Reich“, und auch die „Ära Bismarck“ ist ein etablierter Begriff. Gegen solchen „Bismarckzentrismus“ wendet sich jetzt der Historiker Jan Markert. Biographisch und traditionell politikgeschichtlich verfolgt sein Buch die Absicht, den „Mythos vom Kanzler als Reichsgründer“ zu dekonstruieren und Wilhelm I. aus dem Schatten Bismarcks treten zu lassen. Die in ihrer – gekürzten – Druckfassung noch immer fast achthundert Seiten starke, quellensatte Dissertation hat kein geringeres Ziel, als das Urteil über eine der am gründlichsten untersuchten Epochen der deutschen Geschichte nicht nur neu zu akzentuieren, sondern über weite Strecken grundlegend zu revidieren.

Der Autor unternimmt das für die Zeit zwischen der Revolution von 1848, als der spätere König und Kaiser als „Kartätschenprinz“ die politische Bühne betrat, bis ins Jahr 1866, als sich nach dem Krieg zwischen Preußen und Österreich der Weg zu einer von Berlin aus orchestrierten kleindeutschen Nationalstaatsbildung abzeichnete. Die Reichsgründung selbst und das Kaiserreich, dessen Krone Wilhelm I. bis 1888 trug, sind gar nicht Gegenstand der Untersuchung.

Es sei nicht leicht, unter Bismarck Kaiser zu sein. Das Wilhelm I. zugeschriebene und von dem Reichstagsabgeordneten Ludwig Bamberg in den 1890er-Jahren kolportierte Diktum steht für den Beginn der posthumen Dominanz Bismarcks über seinen König und Kaiser. Diese Dominanz entwickelte sich aus einer Konkurrenz der Bismarck- und Kaiser-Wilhelm-Mythen, die unmittelbar nach dem Tod des Monarchen und nach Bismarcks Entlassung begann. In ganzen Serien von Denkmälern spiegelte sie sich, erst recht nach Bismarcks Tod 1898.

Hinter dem Wilhelm-Mythos stand nicht zuletzt Wilhelm II., der nur zu genau wusste, dass der Bismarck-Mythos und die Heroisierung des Kanzlers stets eine kritische Wendung gegen ihn selbst hatten. Der junge Kaiser versuchte dem zu begegnen, bis hin zu der nicht sonderlich erfolgreichen Idee, seinen Großvater als Wilhelm den Großen in der öffentlichen Erinnerung zu verankern. Das zeigt der niederländische Historiker Frederik Sterkenburgh, der in seinem Buch die Inszenierung Wilhelms I. als Kaiser untersucht. Kulturalistisch inspiriert, ist es nicht minder politikhistorisch, weil es die Inszenierung des Monarchen und die Repräsentation der Monarchie als genuin politisch und machbezogen versteht.

Hoch politisch war auch der Bismarck-Mythos. Dieser ging zunächst vor allem auf Bismarck selbst zurück, der nach seinem Sturz 1890 im Sachsenwald an ihm



Jan Markert: „Wilhelm I.“ Vom „Kartätschenprinz“ zum Reichsgründer. De Gruyter Verlag, Berlin/Boston 2025. 768 S., geb., 49,95 €.



Frederik Frank Sterkenburgh: „Wilhelm I. as German Emperor“. Staging the Kaiser. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2024. 357 S., geb., 149,79 €.



Susanne Bauer: „Die Briefkommunikation der Kaiserin Augusta (1811-1890)“. Briefpraxis, Briefnetzwerk, Handlungsspielräume. Duncker & Humblot, Berlin 2024. 448 S., Abb., geb., 99,90 €.

publik und Demokratie agitierte, sondern sein Großvater, dessen Bild bis heute auch in der Geschichtsschreibung klar bestimmt ist. In etwa so, wie Christopher Clark ihn beschrieben hat: „Wilhelm I. war ein ehrbarer und weithin bewundener Mensch, eine Figur mit der Gravitas und dem Bart eines biblischen Patriarchen.“ Nicht weniger, aber eben auch nicht mehr.

Wird dieses Bild der historischen Bedeutung des ersten Hohenzollern-Kaisers gerecht? Drei nahezu gleichzeitig erschienene Studien nähren Zweifel daran, stellen vor allem die politische und – früh schon – historiographische Dominanz Bismarcks infrage. Bismarck gilt als der „Reichsgründer“, bis in die Schulbücher ist das 1871 proklamierte Kaiserreich das



Kaiser Wilhelm I. (Mitte rechts) bei der Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes am 9. Juni 1884. Foto bpk

lassen und Wilhelm in seinen Schatten zu stellen.

Auch am Bild der Kaiserin Augusta wirkte Bismarck kräftig mit. Bis heute wird es reduziert auf die angebliche Rolle der Königin-Kaiserin als politische Widersacherin Bismarcks. Dieses Bild korrigiert und differenziert jetzt Susanne Bauer, die – erstmals – die gesamte Briefkommunikation Augustas, rund 22.000 Briefe, analysiert hat. Sie zeigt aber auch, wie Augusta nicht zuletzt aus dem engsten Umfeld Bismarcks kontinuierlich massiv angegriffen und diskreditiert wurde. Von „Gefühlspolitik“ war ebenso die Rede wie – böse und misogyn – von „Politik im Unterrock“. Aber die Angriffe, auch öffentlich, bestätigten letztlich nur das politische Gewicht der Kaiserin, die allein dadurch die Geschlechterordnung des Kaiserreichs herausforderte.

„Bismarckquellen erzählen Bismarcksgeschichten“, betont Jan Markert zu Recht, sie marginalisierten den Monarchen. Das demonstriert er an verschiedenen Beispielen, bis hin zu der berühmten Septemberkrise 1862, dem Höhepunkt des preußischen Verfassungskonflikts, als Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannt wurde und sogleich, so die etablierte Lesart, das Heft des Handelns in die Hand nahm. So erzählen es die Bismarck-Biographen von Lothar Gall über Ernst Engelberg und Otto Pflanze bis hin zu Christoph Nonn, von denen keiner den umfangreichen archivalischen Nachlass Wilhelms ausgewertet hat, um womöglich das Bismarck-Narrativ zu überprüfen, das so immer wieder fortgeschrieben und nicht mehr hinterfragt wurde.

Die Gefahr freilich, der Jan Markert nicht ganz entgeht, ist die, nunmehr das Kind mit dem Bade auszuschütten und an die Stelle eines übermächtigen Bismarck einen übermächtigen Wilhelm zu setzen, für dessen politisches Handeln er sogar den ursprünglich auf Wilhelm II. gemünzten Begriff des „persönlichen Regiments“ verwendet. Mit diesem überschießenden Revisionismus schadet Markert seinem Anliegen, dem in die Geschichtsschreibung eingegangenen Bismarck-Mythos zu begegnen. Denn natürlich erzählen Wilhelmquellen Wilhelmsgeschichten, und es führt kaum weiter, nun die einen gegen die anderen auszuspielen, statt die unterschiedlichen Perspektiven zusammenzuführen.

Das auf den September 1862 zurückgehende Verhältnis in der Machtausübung der beiden Protagonisten war komplex; es ging aber in einer Konstellation von Über- und Unterordnung nicht auf, sondern war immer wieder – und weit über 1870 hinaus – von einer weitgehenden Übereinstimmung charakterisiert. Sonst wäre Bismarck nicht Ministerpräsident geworden – und geblieben. Man brauchte einander. Und nicht zuletzt die Furcht vor der Revolution und das Bestreben, ein neues 1848 zu verhindern, wirkte verbindend. Da ist Markert dann doch näher an der bisherigen Forschung, als er zuweilen den Eindruck erweckt. Denn am Ende bleibt die Frage: Wenn wir jetzt einen Bismarck-Zentrismus durch einen Wilhelm-Zentrismus ersetzen – was bedeutet das für unser Urteil über das Kaiserreich in der Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts? Vermutlich nicht viel. Den Erkenntniswert aller drei Bücher schmälert das keineswegs. ECKART CONZE

arbeitete, nicht zuletzt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“. Das verband sich rasch mit der gerade in konservativen, nationalen Kreisen wachsenden Kritik an Wilhelm II., dem aber nicht sein Großvater entgegengestellt wurde, sondern das politische Genie Bismarck als eine Art „Anti-Wilhelm II.“. Dazu gehörte die Erklärung des angeblichen „Reichseinigers“ in einer zunehmend gespaltenen, fragmentierten, zerklüfteten Gesellschaft – bis hin zu der Vorstellung, ja dem Bestreben nach einem neuen Reichseinigungskrieg, einer neuen Reichsgründung.

Mitten in diesem neuen Reichseinigungskrieg – der Burgfrieden hielt freilich

nicht lange – schrieb der Historiker Erich Marcks sein bis in die 1940er-Jahre immer wieder aufgelegtes, enorm populäres „Lebensbild Bismarcks“. „Deutschland will heute von Bismarck hören“, so lautete der erste Satz. Für Wilhelm I. war da wenig Platz, auch nicht in der Weimarer Republik und auch nicht in den Nationalsozialismus, für den der Monarchismus allenfalls – und gut bedient vom letzten Kaiser und seinem Sohn – eine instrumentelle Funktion hatte. 1933 jedenfalls am „Tag von Potsdam“ stellte sich Hitler in eine Reihe, die von Friedrich dem Großen über Bismarck – nicht Wilhelm I. oder gar Wilhelm II. – zu ihm selbst führte.

Genau das war der Kern des „Bismarck-Problems“, an dem sich deutsche Historiker nach 1945 abarbeiteten. Und noch in der Auseinandersetzung – und durch die Auseinandersetzung – mit diesem Problem behielt Bismarck seine dominierende Position. Ihm wurden die großen Biographien gewidmet, nicht Wilhelm I. Und wichtiger noch: Die Quellen, auf denen die großen Bismarck-Biographien ruhten, waren ganz überwiegend Bismarck-Quellen, direkt oder indirekt auf Bismarck selbst zurückgehend, und von der Absicht geleitet, Bismarck gerade als Reichsgründer in hellem Glanz erstrahlen zu

Reinheitsgebot mit weltanschaulicher Prägung

Betrachtung im globalen Kontext: Julia Hauser blickt zurück auf die Geschichte des organisierten Vegetarismus

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts setzte sich in der Physiologie – später dann auch in Anthropologie und Evolutionsbiologie – weitgehend die Ansicht durch, dass der Mensch grundsätzlich ein Fleischesser sei. Die Zähne und der Aufbau des Magen-Darm-Trakts zeigten angeblich eine Anpassung an Fleischnahrung. Neuere Erkenntnisse zeichnen ein komplizierteres Bild. Vorfahren des Menschen begannen vor 2,6 Millionen Jahren ihren Fleischverzehr zu erhöhen, der bis zur Entwicklung der Landwirtschaft ein unentbehrlicher Teil der Ernährung blieb.

Allerdings zeigte sich das nicht in anatomischen Anpassungen. Diese Tatsache und ein seit der frühen Neuzeit enorm erweitertes Wissen über die Ernährungsgegewohnheiten anderer Völker gaben dem Vegetarismus seit dem neunzehnten Jahrhundert neue Argumente an die Hand. Gegner und Kritiker des Fleischverzehrs verwiesen darauf, dass Menschen in anderen Teilen der Welt durchaus auf Fleisch verzichten konnten. Eine bloß nationale Betrachtung vegetarischer Traditionen ist daher unvollständig.

Die in Kassel lehrende Historikerin Julia Hauser hat nun eine Geschichte des organisierten Vegetarismus vom neunzehnten Jahrhundert bis in die Fünfzigerjahre im globalen Kontext vorgelegt. Sie betont darin die Zirkulation von Ideen zwischen dem Westen – Europa und die Vereinigten Staaten – und Asien.

Als ein wesentliches Element der Vernetzung westlicher und asiatischer Vege-

tärer identifiziert Hauser europäische Bilder von Indien und des islamischen Mittleren Ostens. Vor allem in Deutschland war das Bild des gemäßigt lebenden arabischen Muslims weit verbreitet, wenn auch im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts Indien als Projektionsfläche bedeutender wurde, wo Fleischverzicht eine lange Tradition hatte und zum Streben nach Reinheit gehörte.

Für britische Vegetarier war Indien ein selbstverständlicher Bezugspunkt, aber auch das Deutsche Reich entwickelte Verbindungen nach Südasien. Deutschland wurde temporäre oder dauerhafte Heimat vieler indischer Intellektueller, die dort ihre anticolonialen, antibritischen Aktivitäten verfolgen konnten. In Großbritannien und den USA spielte die Theosophische Gesellschaft eine zentrale Rolle. Indische Vegetarier zeigten sich empfänglich für westliche Ideen, denen sie beispielsweise in der Theosophischen Gesellschaft begegneten – vor allem esoterischen Deutungen der Evolutionslehre –, verschwiegen ihren europäischen Partnern gegenüber aber oft, welche wichtige Rolle der Fleischverzehr im aufkeimenden Hindu-Nationalismus spielte. Daran ist zu sehen, wie lückenhaft der transnationale Austausch von Ideen war. Die Autorin zeigt, dass europäische Vegetarier soziale Hierarchien und damit einhergehende Unterschiede in Ernährungspraktiken meist völlig verkanteten. Vegetarische Ernährung in Indien war vor allem

den Brahmanen, Mitgliedern der obersten Kaste, vorbehalten, und im Mittleren Osten war Fleischverzehr ein Merkmal höherer sozialer Schichten.

Für die weitere internationale Vernetzung vegetarischer Bewegungen war die World's Columbian Exposition, die 1893 in Chicago stattfand, von Bedeutung. Südasische Vertreter des Vegetarismus nahmen an ihr teil und waren mitverant-

wortlich für das wachsende Interesse an Yoga. Auf dem Markt neuer Religionen in den USA spielte auch die Mazdaznan-Bewegung eine große Rolle, gegründet von dem aus Deutschland stammenden Ernst Otto Haenisch, der sich als in Teheran geborener Sohn eines russischen Diplomaten ausgab. Obwohl Vertreter Asiens in Chicago und bei späteren internationalen Vegetarier-Kongressen anwe-

send waren, zeigt das Beispiel von Haenisch, dass das angebliche Globale oft doch recht lokal und provinziell war. Der asiatische Vegetarismus blieb vorwiegend eine Projektionsfläche für orientalisierende Phantasien.

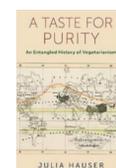
Die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts sahen in Deutschland ein steigendes Interesse an Südasien. Der Buddhismus, Mazdaznan und Mahatma Gandhi standen dabei im Zentrum der Aufmerksamkeit. Das breite Interesse an Asien spiegelte eine Faszinationskraft des Arieriums – manchen galt Vegetarismus als Mittel, die angebliche kulturelle Größe der Arier wiederzuerlangen –, aber auch die Begeisterung für die asketische Führungsgestalt Gandhi. Das Bestreben, arische Größe wiederzuerlangen, war dabei häufig mit einer eugenischen Agenda verbunden.

Unter den Nationalsozialisten schottete sich der deutsche Vegetarismus ab – völkische Vegetarier wurden mehr oder weniger toleriert, pazifistische und sozialistische verfolgt und ins Exil getrieben –, die Internationalisierung setzte erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges wieder ein, und dabei spielten asiatische Vertreter eine weitaus aktivere Rolle als zuvor. Allerdings blieben Nation, Rasse und Arierium vorerst in Deutschland wie im indischen Hindu-Nationalismus bedeutsame Themen, die Anknüpfungspunkte boten.

Vegetarismus hatte in dem von der Autorin betrachteten Zeitraum nur we-

nig mit Tierwohl zu tun, sondern beschäftigte sich mit der Wirkung von Fleisch auf Körper und Geist und vor allem mit dem Verhältnis von Menschen untereinander. Er war damit typisch für viele Reformbewegungen im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert, wie den Naturschutz oder die Lebensreformbewegung, für die das Thema Reinheit ebenfalls wesentlich war und die deshalb offen für rassistische und eugenische Ideen waren.

Der zeitgenössische Vegetarismus ist hingegen vorrangig moralisch – für ihn ist die Produktion von Fleisch aus Gründen des Tierwohls moralisch falsch und daher auch sein Verzicht. Ergänzt wird diese Motivation durch die Sorge, dass Fleischkonsum zum Klimawandel und zum Verlust biologischer Vielfalt beiträgt. Die Motive, die Julia Hauser in ihrer historischen Studie herausarbeitet, sind allerdings nicht völlig verschwunden, wie Strömungen im aktuellen Vegetarismus und Ökolandbau – aber auch unter Impfskeptikern und in Spielarten alternativer Medizin – zeigen. THOMAS WEBER



Julia Hauser: „A Taste for Purity“. An Entangled History of Vegetarianism. Columbia University Press, New York 2023. 368 S., br., 36,- €.



Wohl kein Treffpunkt der vegetarischen Netzwerker: Wienerisches auf der World's Columbian Exposition in Chicago, 1893. Foto Picture Alliance